



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Teutenberg, Adolf: Goethetage in Weimar

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Goethetage in Weimar

Von Adolf Tentenberg



Jährlich, wenn der Zlieder Wohlgerüche durch das Land strömt und die großen Blütendolden der Kastanie wie Opferkerzen an Altären brennen, hat Weimar seine großen Tage. Goethetage! Aus allen Enden des Reiches kommen sie angefahren, die Herren von der Goethe-Gesellschaft, beleben mit ihren entzückt umherblickenden Damen die sonst so stillen Straßen, füllen Theater und Versammlungsaal, machen die meist menschenleeren Erinnerungsstätten der Alt-Weimarer Vergangenheit zu gefährlich werdenden Zentren des Verkehrs und streben zuletzt, nachdem das Tagungsprogramm absolviert und die Feierlichkeiten verklungen sind, hinaus auf Höhen Ettersburgs, in Tiefurts Tal, oder auch in den natur schönen Park von Belvedere, oder auch in die entlegene Landschaft Thüringens, um hier, im grünen blühenden Wald Pfingsten, das liebeliche Fest, auf eine goethisch-frohe Weise noch einmal zu feiern.

Diesmal schien der Gott der Wolken und der Winde die Freude an Wald und Flur nicht also liebevoll begünstigen zu wollen wie sonst wohl. Als man händeschüttelnd Wiedersehen feierte, machte der Weimarer Himmel dazu sein griesgrämigstes Gesicht, und von Stunde zu Stunde troff es in langweiligen Bindfäden draußen so auf goetheähnliche wie auf goetheunähnliche Menschenkinder nieder.

Aber drinnen glänzten heitere Bilder auf: drinnen im Hoftheater, das die Mitglieder der Goethe-Gesellschaft am Vorabend der großen Versammlung mit irgendeinem Webestück aus der übervollen Schatzkammer des Meisters aller Meister zu ergötzen pflegt. Es war nicht eines von den großen Gewirken, auf dem Gestalten schreiten, Schicksale sichtbar werden, Helden ringen und fallen, was das Hoftheater diesmal herausgestellt hatte. Vielmehr ein Tableau, das bloß Rahmen war — Rahmen für kostbares Kleingeschmeide Goethescher Dichtkunst, das man in goldene Töne gefaßt buntfarbig aufleuchten ließ. Man hatte, von dem Einerlei erschlassender Gewohnheit ablassend, die Schauspielkunst heurlaubt und an die Stelle des üblichen Dramas ein Konzert gesetzt, die Tagung festlich einzuläuten — ein „Konzert im Stile von Goethes Hausmusik“. Dem Theatergast, der sich dabei leise schauernd auf den Anblick schwarzbefrachter Herren, defollettierter Sängerrinnen und ausdrucksloser Choristenmienen gefaßt gemacht hatte, erlebte eine freudige Überraschung, als der Vorhang langsam auseinanderraußte. Man sah in ein blumig hell austapeziertes Zimmer im Zierstil der Popszeit, bevölkert von einer bunten Schar von Damen und Herren, wirkungsvoll aufgereiht und grazios sich gebend in der heiterstimmenden Tracht des Wiedermeier. Sie stehen, Chor und

Solisten, in Gesangspositur und lassen eine große Chorballeade hören, die Goethes Freund Zelter nach Goethes „Johanna Sebus“ komponiert hat. Ist es die ebenso klangmalerische wie herzwinnende Musik oder ist es das Kostüm der Zeit, in die das Bühnenbild zurückversetzt? — urplötzlich ist eine Stimmung in dem freundlichen Schmuckkästchen des Hoftheaters, wie sie selten ist. Die Klänge verstummen und die Masse zerteilt und verliert sich in hintere und seitliche Räume, in denen sie sich zwanglos fortbewegt, wie Leute tun, die geladen sind. Sie stehen beieinander, setzen sich, plaudern leicht hin. Und wie nun einer vortritt, an den biedermeierisch stilisierten Flügel von braunglänzendem Mahagoni, und mit voller Tenorstimme drei schöne Liedchen singt in einer alten, längst nicht mehr üblichen Weise, da horchen sie auf. Denn sie sind Gäste, Gäste Goethes, und wir schauen mitten hinein in die gute, uns entschundene Zeit Alt-Weimars, schauen in eine Abendgesellschaft des Goetheschen musikalischen Kränzchens. Er selbst ist unsichtbar, der Meister, denn keiner untersteht sich, ihm nachzuäffen. Und doch ist er da. Sein Geist ist da. Sein Wesen ist da. Sein Wort erklingt, und seine Gebärde spricht aus all der ungezwungenen Heiterkeit und sanften Lust, die da in leise bewegten Wellenschlägen vor uns auf- und niederwallt . . .

Eindrücke ungleich anderer Art ergab die Einleitung der tags darauf in der Morgenfrühe stattfindenden Festigung. Man sah diesem Alt mit einiger Neugier entgegen. Zum erstenmal sollte der an die Stelle Erich Schmidts gewählte neue Vorsitzende seines Amtes walten. Zum erstenmal ein hoher preußischer Beamter, gewesener Finanzminister und Oberpräsident der industriellsten deutschen Provinz, eine Gesellschaft von Goethegelehrten und Goetheenthusiasten anführen. Zum erstenmal ein Mann, von dem böse Zungen behaupteten, er habe zu Goethe, habe zu der Welt der ästhetischen Kultur keinerlei Verhältnis, das Erbe Goethes sozusagen verwaltend in die Hand nehmen. Würde ein Triumph oder ein Fiasko daraus werden? . . . von Rheinbaben, der neugewählte, ergreift das Wort zur Begrüßung. Ein energisch geschnittenes Gesicht, dem die Sinnwülste des Alters nur wenig von seinem forschenden Ausdruck nehmen, blickt mit beweglichen Auglein in die Versammlung. Ungerufen stellt der Gedanke sich ein: ein Ulanenoberst, dem Gehrock und Zylinderhut die Physiognomie und den guten Lebenshumor verderben; man möchte diese kühne Ablernase unter einem Tschako und vor einer Reitereschwadron kennen lernen . . . Aber laßt ihn uns hören! — Er beginnt mit einem Dank und einer Huldigung an das Großherzogliche Paar, das der Goethe-Gesellschaft wie am Vorabend im Theater die Ehre seines Besuchs angetan hat. Keine sonderlich über die offizielle Tonart hinausgehenden Worte. Aber Worte von Ehrfurcht getragen, die im Herzen fikt. Folgt ein Gruß an die Manen Erich Schmidts, des erlauchten Vorgängers. Allgemeines Aufhorchen. „Selten in meinem Leben habe ich das Wort mit einem solchen Bangen ergriffen wie heute, da ich an der Stelle eines Mannes stehe, der wie keiner berufen war, zur Nachfolge Goethes aufzurufen“ . . . „Nachfolger eines Erich Schmidt zu sein, ist keine kleine Aufgabe“ . . . „Als ich in meinen Jugendjahren den ‚Faust‘ meinem Herzen einzuprägen suchte, habe ich mir immer geträumt, einmal ein Diener am Wort Goethes zu werden. Allein diesen Traum hat ein arbeitsreicher Dienst für den preußischen Staat nicht verwirklichen wollen. Das ‚travailler pour le roi de Prusse‘ erfordert eben den ganzen Menschen . . . Und so bin ich mir meiner

Unzulänglichkeit, das Amt Erich Schmidts weiterzuführen, sehr bewußt" . . . Und er bittet um Nachsicht und um Unterstützung . . . Was an diesen Worten — anscheinend überall — so sympathisch berührt, ist jener Unterton der Wahrheit, der die Beugung vor der überlegenen Persönlichkeit und Größe Erich Schmidts über den oratorischen Trick gespielter Bescheidenheit hinaushebt. Und dieser Eindruck der Wahrhaftigkeit kehrt später noch einmal wieder: beim Festmahl auf der Wartburg, wo von Rheinbaben ein auf ihn ausgebrachtes Hoch an die Vorstandsmitglieder zurückerlegt, die die eigentlichen Arbeiter im Weinberge Goethes seien . . . Aber weiter! Ein dritter Gedanke wird angesponnen, und hier kommt die verhängnisvolle Stelle, über die nicht jeder Goethefreund weg kann. „Wer prüfenden Auges die Entwicklung unseres Vaterlandes beobachtet, wer den Geist der Goethezeit mit unserem Zeitgeist vergleicht, dem müssen tiefgehende Unterschiede auffallen. Erwerb, Genuß und äußerer Gewinn sind die Triebfedern des heute lebenden Geschlechts“ . . . (Man findet, daß es anders eigentlich nie gewesen ist, daß es im übrigen ganz natürlich und der menschlichen Natur gemäß ist: man befrage die Wirtschaftsgeschichte und lese bei Schmoller nach. Und man findet weiter, mehr nebenbei, daß die Jagd nach Amt und Ehren keinem anderen Trieb der menschlichen Brust entspringt als die Jagd nach Gut und Geld . . .) „Ein guter ausländischer Beobachter hat mir einmal gesagt: nichts sei merkwürdiger, als die Umwandlung des Deutschland von Hegel in das Deutschland Bismarcks. Aber diese Entwicklung zur realistischen Lebensauffassung hin ist weitergegangen. Wir sind heute da angelangt, wo die realistische Auffassung des Lebens sich mit irgendeiner Art von Idealismus nicht mehr vertragen will“ . . . (Fragezeichen. Idealismus ist ein vieldeutiger Begriff, man kann alles damit vergolden, und man kann alles damit anschwärzen. Vorwand. Bei Politikern sehr beliebt, Rechtsfern und Linksfern. A und O aller Kriegervereine und Soziummel. Wir sind doch nicht . . .? Aber nein, in einem Goethe-Lexikon ist das dumme Wort ja nicht zu finden!) . . . „Hier muß die Wirkung Goethes und das Wirken der Goethe-Gesellschaft einsetzen“ . . . (Um Gotteswillen!) „Wir müssen wieder aus dem alten Brunnen des Idealismus schöpfen. Wir müssen den Schatz Goethes an das Herz des Volkes tragen“ . . . (Doch nicht um es regierungsfreundlich zu machen?) „Aber wir dürfen uns dabei nicht nur an einzelne Kreise wenden, wir müssen auf den großen Kreis der Gebildeten und nach Bildung Strebenden abstellen, an die ganze Breite der Nation müssen wir uns wenden“ . . . (Lebhaftes Bravo im Herzen aller, die die Kultur Goethes als wirksamstes Gegenmittel gegen den deutschen Parteiklügel jedweder Observanz erfunden haben. Die Kultur Goethes. Nicht: den „Idealismus“ Goethes.) „Aber ich gehe noch einen Schritt weiter. Wir wollen auch die Jugend wieder in den geheiligten Bann Goethes ziehen“ . . . (Oh! . . . Der Kulturfreund seufzt aufs neue auf . . . Haben wir doch den allzu sehr vom Schicksal umschmeichelten Herrn Geheimbderat von Goethe in unserer Jugend so gar nicht gemocht. War doch unser Held und Abgott jener darbenende, ringende Rufer zum Streit, dem der Idealismus, das heißt das Emporstreben zu den Werten der moralischen Einbildungen, wirklich eine lebendige Flamme im Busen war. Und müssen wir doch heute unserem Deutschlehrer, der es eine Affenshande nannte, mit Sekundanern und Primanern den Egmont und die Sphigene und Hermann und Dorothea traktieren zu müssen, überzeugt und

lebhaft beistimmen . . .) Freiherr von Rheinbaben deutet den Weg in seiner Rede an, auf dem die Jugend an Goethe herangeführt werden könne. Er erzählt von einem rheinischen Freunde, der ihm, als er einmal die Anregung zur Verteilung von Goethebüchern an die bessere Schuljugend gemacht habe, sans phrase 10 000 Mark für diesen Zweck zur Verfügung stellte. Dieses Beispiel rufe zur Nacheiferung auf, und diese Nacheiferung werde gewiß auch aus den Kreisen der Goethe-Gesellschaft kommen! . . . Hier ist die Wendung in der Rede, die das Echteste und Beste des Redners sichtbar werden läßt. Das Finanzgenie spricht. Und sogleich wird offenbar, daß dem Säckel der Goethe-Gesellschaft fortab gesegnete Umstände erblühen werden. Man hat bereits, hinter den Kulissen her, vernommen, daß der Ausgabenetat, der sich auf rund 40 000 Mark beziffert, in den Vorstandssitzungen einige kräftige Abstriche erfahren hat. Und später, gelegentlich eines Antrages auf Unterstützung des Schillerbundes für die Jugendfestspiele in Weimar, der übrigens angenommen wird, sieht man den Vorsitzenden mit großem Ernst den Finger auf ein Mißverhältnis in der Finanzgebahrung der Gesellschaft legen: das Mißverhältnis, das zwischen dem zu hochgeschraubten Ausgabenetat (40 000 Mark) und dem Reservefond (rund 79 000 Mark) klappt. „Ich habe immer noch die Erfahrung gemacht,“ hört man da aus Finanzministers Munde, „daß Vereinigungen und Bewegungen, die nicht auf einem festen finanziellen Untergrunde standen, im Sande verlaufen sind; nichts, was Menschen fester zusammenkittet, als ein ansehnlicher gemeinsamer Besitz“ . . . Hier nun in der Eingangsrede, läutet ebenso lieblich der Klingelbeutel, wie dort, in den Vorstandssitzungen, die Sparbüchse rasselnd geschlossen ward. Wohl der Goethe-Gesellschaft, die dieses Schatzmeisters sich rühmen kann! Wir brauchen Geld, ruft Herr von Rheinbaben, um den kommenden Aufgaben der Goethe-Gesellschaft gerecht werden zu können. Und in diesem Sinne bittet er um kräftiges Werben neuer Mitglieder, deren Zahl im letzten Jahr um einige fünfzig zurückgegangen ist. Worauf er, einen Gemütsston riskierend — es ist bei ihm ein Riskieren, denn er liegt ihm nicht — mit einem Appell an die Gesellschaft, in echt Goethescher Freundschaft zusammenzutreten, die eine Freundschaft des Herzens verbunden mit Liebe sei, seine beifällig aufgenommene Rede beschließt.

Man fühlt aus alledem ein von schönem Ernst durchdrungenes Bestreben, der Sache der Goethe-Gesellschaft mit allen Kräften zu dienen. Aber man fühlt auch, daß die Sache der Goethe-Gesellschaft von Herrn von Rheinbaben in einem ganz anderen, als dem bisher üblichen, in einem fremden, durchaus ungoethischen Sinne aufgefaßt wird. Uns ist sie die Sache Goethes, das heißt eine Sache der Kultur der Persönlichkeit. Herrn von Rheinbaben ist sie eine Angelegenheit, die „zum Heile des Vaterlandes“ auszugestalten sei. (So sagt er einmal, wörtlich.) Immer wieder klingt diese Saite seiner Goetheauffassung an. So auch auf der Wartburg, wo er zwar, ein hübsches Wort Karl August aufgreifend, der „Verschmetterlingung“ unserer überbürdeten Seelen das Wort redet, dann aber doch wieder ein politisch Lied anstimmt, das zwar keineswegs garstig — es ist von unserm lieben Vaterlandes Einigkeit und Eintracht die Rede —, aber eben doch goethesern und von Goethe entfernend ist . . . Soll dies heißen, daß wir unser herrliches Vaterland weniger im Herzen tragen als der Vorsitzende der Goethe-Gesellschaft? Mitnichten! Auch uns sprach es auf jener Wartburg in tausend Zeichen und Wunder-

barkeiten. Nur soll man wesensfremde Dinge nicht vermengen. Nur soll man die beiden Seelen, die in uns wohnen — die Seele für das irdische Reich unserer äußeren Wohlfahrt und Größe und die Seele für das unirdische Reich unserer gesteigerten Menschlichkeit — nicht durcheinanderschütteln wollen. Herr von Rheinbaben ist, wer wüßte es nicht, eine starke Persönlichkeit der politischen Arena, dem gewisse politische Ideale — für uns gleichgültig, welche — im Herzen brennen, gewiß auch in echten, naturgenährten Flammen und nicht als bengalisches Feuerwerk. Aber wenn nun diese Ideale, in dieser oder jener Draperie oder Verkleidung, in eine Kulturgesellschaft hineingetragen werden, die nichts will als jenem dritten Reich der schönen Menschlichkeit einen breiteren Raum gewinnen auf dieser noch vielfach unmenslich-häßlichen Erde, so kann nichts anderes als ein Niedergang daraus werden. Schon auf dieser Tagung der Goethe-Gesellschaft hat sich gezeigt, daß jede auch nur in der Ferne sichtbar werdende Gebärde, die an hohe oder niedere Politik zu erinnern scheint, Unruhe und Uneinigkeit erzeugt und die stillen Kreise der Arbeit im Geiste Goethes stört. Von Berlin aus, wo die vorjährige Wahl des Herrn von Rheinbaben ihres politischen Beigeschmacks wegen offensichtliche Unzufriedenheit geweckt hat, lag ein Antrag (Dr. Raftan) vor, der auf Abänderung der Satzungen in dem Sinne drang, daß der Vorsitzende fortan aus dem Plenum und nicht, wie bisher, vom Vorstand gewählt werde, und zwar durch geheime Stimmzetteltabgabe. Herr von Rheinbaben ließ diesen gegen ihn persönlich gerichteten Vorstoß an sich abgleiten, indem er ihn, weil ihm die nach § 7 der Satzungen erforderliche „gehörige“ Begründung fehle, nicht zur Diskussion stellte. Er hat damit eine in jedem Fall unangenehme Debatte auf ein Jahr verschoben, ohne seine Chancen zu verbessern. Man mag nun über die Reformbedürftigkeit der Satzungen der Goethe-Gesellschaft denken wie man will: sicher ist, daß das Bedürfnis danach nur durch die Wahl des Freiherrn von Rheinbaben hervorgerufen worden ist, und sicher ist weiter, daß diese Wahl nur deshalb Mißfallen erregt hat, weil Herr von Rheinbaben eine ausgesprochen politische Persönlichkeit ist, und sicher ist endlich, daß Herr von Rheinbaben, wäre sein Jugendtraum von der Nachfolge Goethes wirklich in Erfüllung gegangen, diese ausgesprochen politische Persönlichkeit nicht sein könnte . . .

Jede Persönlichkeit, und gerade die starke und ausgeprägte zu allermeist, ist von einer Aura umgeben, die Beruf und Beschäftigung, Blickrichtung und Zielstrebigkeit ihr begeben. Wenn Erich Schmidt, der Unvergeßliche, zur Goethe-Gesellschaft sprach, so fühlte man einen geistigen Sprungquell spielen, der seinen Überfluß durch tausend versteckte Wasserarme in anmutigst tänzelnden Strahlwindungen aufhüpfen ließ — er war die vollkommenste Vereinigung von sachlichem Ernst und persönlicher Worthandhabung, von weltmännischer Beweglichkeit und in sich blickendem Gelehrtentum, und so schlug er jeden in den Bann seiner alldurchdringenden Persönlichkeit. Wenn Albert Köster redet, fühlt man ähnlich lebendigmachende Wirkungen, nur fehlt die Unmittelbarkeit der Improvisation, der Reichtum der Töne und der Nachdruck, den Redners Stirn und Gestalt erzeugen. Wenn Wolfgang von Dettingen spricht, wird man alsbald in ein intimes Verhältnis verstrickt, das die brückenlose Distanz des „großen“ Redners überschlägt und in eine von aller Feierlichkeit befreiende Heiterkeit einmündet — mitten im ernsthaft berichtenden Wort wird ein blinzelnder Schalk sichtbar, der über alles

großgewaltige Welt- und Akademiewesen mit einigen behenden Sprüngen hinwegturnt . . . Allen diesen wie anderen Führern der Goethe-Gesellschaft wohnt die befreiende und befreiende Gewalt einer Mitteilung inne, die von Mensch zu Mensch verbindende Fäden schlägt. Man horcht hin: angezogen, gefesselt, mitgenommen, emporgehoben . . . und fühlt eine Gemeinschaft um sich her, die Gemeinschaft der Freien, Verstehenden, außs Innermenschliche Gerichteten, die Gemeinschaft der fessellosen Geister, der freischweifenden Seelen, der scheinweltüberhobenen Menschen. Wenn nun aber Herr von Rheinbaben den Mund aufat, so mochte es bedeutend oder unbedeutend, hingehörig oder nichthingehörig sein — es fehlte der seelenverbindende Unterton des allumfassenden Lebensgefühls, fehlte die goethebenachbarte Höhe der Weltbetrachtung, die auf das Chaos der Dinge niederblickt, anstatt es in das Reine bringen zu wollen. Gingegen vernahm das unterschiedsempfängliche Ohr fast immer jenen an östliche Heimatzen erinnernden Oberton, den man ja gerne vernimmt, wenn es gilt, Bataillone in Bewegung zu setzen. Hier tat er dem Ohre weh. Denn wenn man uns die Sonne Homers zitiert, fühlen wir uns nicht gerade bewogen, die Hacken zusammenzuschlagen . . .

Daß man von gewissen, dem Zeitgeist feindlichen Grundideen besessen, das nach dem der Welt immanenten Entwicklungsgesetz Gewordene heftig negieren und dabei noch von einem tiefen, wenn auch eigenwilligen Goetheverständnis durchdrungen sein kann, bewies der Festvortrag der diesjährigen Tagung der Goethe-Gesellschaft, den der in jüngster Zeit vielgenannte Germanist an der Universität Berlin, Professor Dr. Gustav Koethe aus den unterirdisch rollenden Tiefen seines gewaltigen Temperaments hervordonnerte. Das schwere Pathos dieses wuchtig aufklirrenden Geistesredes möchte man sich um die Beschwörung eines Schiller, eines Hebbel, eines Shakespeare mühen sehen — Gedankenfleuderer, denen Koethes Natur wahlverwandt sein mag, weshalb er sie denn auch eingangs seiner Rede als die eigentlichen Tragödiendichter über Goethe hinaushebt. Eine so naive absichtslose, aus dem wechselnden Erlebnis und der bunten Fülle der Sinnenwelt schöpfende Natur wie die Goethes aber wird gar zu leicht vergewaltigt, wenn man ihr freies, widerspruchsvolles Kräftespiel auf eine Gedankenreihe festlegen will, die, mag sie noch so großzügig entworfen sein, doch immer letzten Endes Produkt ordnender Willkür ist, während ein Genius vom Schlage Goethes zwecklos wie die Natur selber erzeugt: was er webt, das weiß kein Meister . . . Dies vorausgeschickt, mag die bis in den Nebensatz gedankenüberquellende Rede Koethes „Goethes Helden und der Urmeister“ in einem knappen Auszug hier folgen. Wobei es dem geneigten Leser überlassen bleibe, die willkürliche Deutung Koethes, die ich meinesteils in einer Verkleinerung des Wilhelm Meisters der „Lehrjahre“ zugunsten des Urmeisters erblicke und auf den Heroenglauben Koethes zurückführe, für sich selber von der objektiven Wirklichkeit zu unterscheiden.

Wir haben in Goethe, so etwa läßt sich Koethe einleitend vernehmen, nicht einen Dichter gleich Shakespeare, Schiller oder auch Hebbel, der in der großen Tragödie Welt und Menschen in grandiofer Objektivität zur Darstellung brächte. Goethe hat es weder verstanden noch auch erstrebt, seine Gestalten von sich zu eigenem Leben loszulösen. Seine Helden erleben, was er, der Dichter, erlebt hat. Und so sind es nicht die harten Stöße, die Leben und Tod auf die Spitze eines Wortes, einer Szene stellen, was uns in seinen Dichtungen ergreift, sondern viel-

mehr die leisen und doch schicksalsvollen Wandlungen, die der Mensch durchmacht im Bilde seines Selbst. Der Heroismus Goethes ist Begeisterung zur Selbsterfüllung. Und darum ist der Held Goethes, in Leben und Kunst, der Einzelne: ihn stellt er dar, nicht im Durchschnitt, sondern in der heroischen Steigerung.

Den ersten heroischen Aufschwung bringt die Liebe in Goethes Leben: aus der Glut seines liebenden Herzens steigt die reine Flamme seiner Genialität gen Himmel. Und da nur der Held den Helden mit Lust preisen und nennen kann, so ist sein Heldenideal in der Sturm- und Drangepoche Genie und Schöpferkraft. Fruchtbarkeit und Kraft kennzeichnen die Helden dieser Zeit, und zwar Kraft, die sich Selbstzweck ist. Mag die Kraft an der Welt oder die Welt an der Kraft zugrunde gehen — wenn nur die Kraft ihre mächtigen Glieder recken darf. Und daraus folgt denn, daß der Untergang des Helden fast so viel ist wie seine Krönung: alle diese Helden der Sturm- und Drangzeit scheiden schmerzlos, als Siegende. Das legt der Redner dar an den Gestalten des Caesar, des Ewigen Juden, des Egmont, des Prometheus, ja selbst des Werther, dessen Tod nicht nur Erlösung, sondern auch Erfüllung ist. In ihnen allen triumphiert die Treue gegen sich selbst. Es ist eben die Natur dieser kraftgenialischen Menschen, daß sie dem Dämon ihres Wesens blindlings folgen, ohne nach einem Ziele zu fragen. Die Egmont, Götz usw. stehen unter dem Zwange ihrer Wesensart, und diesem Zwange gehorchen sie ohne Rücksicht auf Gesetz, Schönheit, Mitleid, Zwecksetzungen. Aber eben darum gelangen sie auch nicht zur Vollendung einer Tat. „Groß beginnt ihr Titanen!“ — mit diesem Wort spricht Goethe seinen Helden und sich selbst ein Urteil. Denn was er in dieser gärenden Jugendzeit an Helden geschaffen hat, sind nicht eigentlich fertige Gestalten, sondern nur Ansätze dazu. Vollendet hat er nur halbe Helden, wie den Clavigo und Fernando, und zu voller Rundung gelungen ist ihm nur die weibliche Genialität der Liebeskraft, die vernichtend in Adelheid, rettend und voll befehlenden Enthusiasmus in Stella ist. (Von Götz sagt Noethe an dieser Stelle, seine allfränkische Redlichkeit und sein biederes Redentum entbehre doch der eigentlichen Kraft jugendlicher Genialität; von Werther, er sei ein Held des Gefühls, nicht aber der Kraft.) So ist es erklärlich, daß dem Dichter die Krafthelden nicht dauernd genügen. Als Goethe sein Schiffelein Weimar zusteuert, ist er zwar noch heroisch durch und durch, aber er vertraut nun doch „landend oder scheiternd seinen Göttern“ — also nicht mehr seiner genialischen Kraft.

In der nun anhebenden Epoche wird das Thema des Helden in eine andere Sphäre gehoben. Es verdichtet sich zu der Frage nach dem Verhältnis des großen Künstlers zur Welt. Die eine Hauptgestalt dieser Epoche ist Tasso. In ihr spricht sich die vollzogene Abkehr Goethes vom Ideal des kraftgenialischen Helden aus. Denn Tasso ist, wie wir ihn heute kennen, eigentlich mehr ein Kranker als ein Genie. Seine Krankheit ist eine weltfremde Nervosität, die nicht in großer Leidenschaft, sondern in kleinlicher Empfindlichkeit sich ausgibt. Die andere Hauptgestalt der mittleren Lebensperiode ist Wilhelm Meister. In ihm zeichnet sich ein neues heldisches Ideal markant ab.

Wenn wir von Wilhelm Meister sprechen, so können zwei voneinander grundverschiedene Gestalten gemeint sein: der Wilhelm der Urschrift und der Wilhelm der späteren Umwandlung des Goetheschen Romans. Noethe will nun einzig und allein den sogenannten Urmeister als einen Helden verstanden wissen. Jener

andere ist nicht mehr als ein liebenswürdiger Junge . . . ein krasser Dilettant, der Seifenblasen nachguckt, ihrem schillernden Glanz allerlei artige Namen gibt, unselbständig bis in die Knochen, Erziehungssubstrat für alles, was ihm in die Nähe kommt; aus kindischem Streben gerät er in ein liebenswürdiges Schlendern: hübsch, gutherzig, eifrig, aber innerlich unfruchtbar und von wesenhafter Unreife. Nichts von Natur, von Charakter: Talent in jenem eigenen ironisch schillerndem Sinne, der von dem unausgesprochenen Gegensatz gar nicht zu lösen ist. Und dieser Jüngling führt wie einen Spott die Namen „Wilhelm“ und „Meister“, die fast aufdringlich an Höchstes (Shakespeare) theatralischen Könnens gemahnen. . . . Aber diese Namen, tröstet sich Goethe, wurden ja nicht für die „Lehrjahre“, sondern eben für „Wilhelm Meisters theatralische Sendung“ erfunden, ein Werk, das schon in seinem Titel den Helden ansagt, da es auf eine Erfüllung hinweist, die die Voraussetzung echten Heldentums ist. Hier ist Wilhelm der eigentliche Mittelpunkt. Alle jene anziehenden, lebensvollen Frauengestalten, die in den „Lehrjahren“ Wilhelm die beherrschende Stimmung geben, ordnen sich ihm in der „Sendung“ als ausgesprochene Nebenfiguren unter, und noch mehr überragt er die Männer. Mignon und der Harfner ziehen ihn von der Bühne nicht ab, sie führen ihn in schwankenden Augenblicken seiner idealen Welt wieder näher. Die lehrhaften Eingriffe, die Warnungen und Anzeichen, die in den „Lehrjahren“ den Vormwärts-träumenden heirren, hier fehlen sie samt und sonders. Und so empfänglich auch den jüngeren Wilhelm Zufall, Schicksal, Reizung und Klugheit finden, im Grunde tastet er doch auf eigene Faust seinen Weg entlang weiter. Sein eigentlichstes ist der Trieb zur Weiterentwicklung. Er ist, recht im Gegensatz zu den dramatischen Helden der Geniezeit, ein werdender. Das Genie als dramatischer Held erlebt vor unseren Augen seine Katastrophe, in der sich alle seine Größe zusammendrängt. Die Meisterschaft der Kunst aber, der Wilhelm zustrebt, ist das Ergebnis zäher Treue, begeisterten Aussharrens, stiller Entwicklung. Sein Weg ist ein langer. . . .

Goethe legt diesen Weg der Entwicklung Wilhelms, jede Stufe ableuchtend und jede Phase ausdeutend, im weiteren ausführlich dar. Das Resultat ist, daß Wilhelm unbefriedigt jeden Augenblick, nach einem ihm innewohnenden Gesetz immer weiter steigen muß. Jeder Höherstieg führt zu einem Höhepunkt, der neue Enttäuschung, aber auch neue Ziele bringt. Und jedesmal steht er reifer, gefestigter da. Und so sollte er nach den Grundplänen der „Sendung“ gewiß auch noch weiter steigen, als da er steht, wo das Fragment abbricht. Goethe wirft die gefährliche Frage auf, wo und wie Wilhelm denn nun nach Goethes Grundplänen enden sollte, und glaubt diese Entwicklung bezeichnen zu dürfen. Es ist für Goethes Denkweise charakteristisch, wie er sich Wilhelms Mission vollendet denkt. Er sagt: der Adel war berufen, ihn weiterzubilden, wie Goethe sich selbst in Weimar durch ihn gebildet fühlte. Die Amazone sollte an Wilhelm tun, was sein Dichter in warmer Dankbarkeit von Charlotte von Stein erfahren. Gewiß: von jener großen adeligen Familie der „Lehrjahre“ weiß die „Sendung“ nicht viel, nur Lothar und die Amazone huschen vorüber, und was dieser Kreis in den „Lehrjahren“ sonst verbreitet, ist der „Sendung“ ganz fremd. Und so glaube ich nicht, meint Goethe, daß Wilhelm durch diese adelige Gruppe seinem Beruf entzogen werden sollte. Aber er wird in diesem Beruf weiterstreben. Schon ist er vom Puppenpiel,

vom Liebhabertheater über eine wandernde Schmiere zur großen stehenden Stadtbühne gelangt. Aber dieses kann den Traum eines deutschen Nationaltheaters keineswegs erfüllen. Die Entwicklung der deutschen Bühne weist vielmehr, von Hamburg und Gotha zu Mannheim, auf das Hoftheater als nächsthöhere Stufe hin. Auf dieser Stufe tritt Wilhelm alsdann in engste Beziehung zum Abel. Auf dieser Stufe wird seine Amazone ihm rettend und helfend zur Seite stehen. Auf dieser Stufe wird über der Nachahmung Corneilles und der Bearbeitung Shakespeares sich das deutsche Nationaldrama aufbauen. Und damit erfüllt sich die „Sendung“, wird der „Gefelle“ zum „Meister“. Noch einmal blickt Goethe von hier auf den nachherigen Wilhelm der „Lehrjahre“, den er als einen armen Teufel zu bedauern scheint. Als Goethe zu seinem Helden nach achtjähriger Pause zurückkehrt, war das theatrale Ideal für ihn verblaßt, schon deshalb, weil er nun die Weimarer Hofbühne leitete. Den Dichter hat die Wirklichkeit ernüchert, sein warmer Held wie sein begeisterndes Ziel sind ihm überwunden. So behandelt Goethe seinen jungen Freund jetzt ironisch, liefert ihn einer wunderlichen Geheimgesellschaft pädagogisch aus, macht ihn kleiner, indem er die Nebengestalten hervortreten läßt und bringt einen Knick in sein Streben, das nun die feurigen Jugendträume völlig verleugnet. In den Wanderjahren vollends ist des Heldentums letzter Hauch von Wilhelm genommen. Das Heldentum Wilhelms leuchtet nur im Urmeister. Mit diesem Entwurf haben wir den warmherzigen Enthusiasten wiedergewonnen, dem in fröhlich stetem Aufstieg der Sieg beschieden ist. Hier wollte Goethe einen Jüngling gestalten, der die eigene Unreife besiegt wie den Widerstand der stumpfen Welt, dem die Wange sich rot färbt in ewiger Jugend. Die heitere Treue gegen sich selbst, die auch Goethe schmückte, ist dieses Wilhelm Mitgift. Er ist der werdende Held, der den Genius der Sturm- und Drangzeit abgelöst hat.

Der Schritt vom Kraftgenie zum Meister, den Wilhelm tut, spiegelt schon ganz jenen Geist, der Goethes klassizistisches Schaffen beherrscht. Die Helden, die dieses Schaffen gebiert, sind Wilhelm wesensverwandt. Keine grenzenlos stürmenden Genies, keine gesetzesvernichtenden Ausnahmemenschen, sondern vielmehr Urbilder, Vorbilder des vollkommenen Mannes — Meister! Sie ordnen sich dem Werden des Welt- und Menschheitsganzen ein, gehorchen den Gesetzen, verschmähen das Absurde und bleiben im Schönen. Goethe hat nicht umsonst in Italien jenen schönen Begriff von Freiheit und Maß gelernt, den er bewundernd gleichmäßig in Kraft und Natur erschaut. Jenes moralische Genie der Schönheit aber verkörpert sich ihm besonders im Weibe, und so tritt an die Stelle des männlichen Heldentums, das des Dichters Sympathien einbüßt, das stillere Heldentum der entsagenden Frau. Die typische weibliche Heldengestalt Goethes ist Iphigenie, die mit ihrer Reinheit die ganze Umwelt durchdringt. Aber auch die Frauen der Goetheschen Revolutionsdichtung tragen, von dem üblen Gespenst des Zeitgeistes unberührt, den Stempel reiner Menschlichkeit. So scheint das männliche Heldentum eine zeitlang bei Goethe entthront. Aber bald ringt der alte ideale Besitz im Dichter doch wieder nach neuen Heldengestalten. Der Begriff der Tüchtigkeit taucht auf. Sie unterscheidet sich von der weltumspannenden Genialität, indem sie Beschränkung verlangt und auf bestimmte Ziele hinarbeitet. An dieser Tüchtigkeit haben Hermann und der Gerichtsrat ihr Teil. Herakles, dem jungen Goethe

ein Vorbild verschwenderischer Kraft, wird jetzt der Männer Tüchtigster und Schönster, ein geborener König. Auch der titanische Schöpfer Prometheus ist in der „Pandora“ ganz der „Tüchtig-Tätige“ geworden: fast ein Handwerker, der freilich sein Handwerk zur Kunst adelt. Einseitigkeit, Parteilichkeit gehört zum Behagen des tätigen Mannes. Aber dennoch wächst der Tätige noch einmal zur Riesengröße empor: im Faust.

In ihm, dem Faust des letzten Aktes — nur dieser ist gemeint —, haben wir die künstlerische Gestaltung von Goethes letztem Heldenideal, die letzte und höchste Seinsart des Goetheschen Helden. Er lebt in dem großen Herrscher, im „fürstlichen Mann“. Noch einmal ertönt das volle, rückhaltlose Bekenntnis zur genialen Schöpfernatur, in den höchsten Stil symbolischer Kunst erhoben. Den großen Herrscher hatte schon Goethe der Knabe kennen gelernt, als er mit dem Vater in Frankfurt frigidisch fühlte, hatte ihn als Mann bewundert, indem er in Berlin beobachtete, wie das Uhrwerk des Preußenstaates durch „diese alte, große Walze, FR gezeichnet, bewegt und bestimmt ward“, und nun, in gereiftem Alter, richtete sich Napoleons Gestalt zu gigantischer Größe vor ihm auf. Und sein Schöpfergeist fühlt innerste Verwandtschaft . . . Die künstlerische Gestaltung dieses Herrschertypus ist der Faust des letzten Aktes geworden. Faust hat alles in sich, was sein Dichter an Heroischem geglaubt und erlebt hat. In brausend-heißer, fordernder und zerstörender Kraft durchrennt er seinen ersten Lebensabschnitt. Erst mit dem Reisen des Dichters reift sein bekenntnisreichster Held. Das Drängen und Loben und Sehnen fornt sich in klassischem Geist zum Streben. Die große Entwicklung von Wort zu Sinn, von Kraft zur Tat steigt auf, eine Genesung bereitet sich vor, wie sie Orest beschieden war. Auch in Faustens Leben tritt bedeutend die Heroine, ihre fruchtbare Schöne macht ihn produktiv. Jeder Genußtrieb weicht: Genießen macht gemein. Aber auch die Drommeten des Ruhmes locken nicht mehr: die Tat wird alles, die Tat, die seine Spuren in Aonen wahren soll. Der Geist, der stets verneint, erliegt dem positiv tüchtigen Wollen. Dies Wollen ist gemeinnützig, aber heroisch und persönlich. Die Flamme aus Philemons Hütchen verrät den Einschlag napoleonischer Tyrannei. Das Genie hat sich wiedergefunden. Aber der Gott, der ihm im Busen lebt, kann jetzt nach außen viel bewegen, denn die Kraft hat gelernt, sich zur Tat zu vollenden. Die himmlischen Chöre künden uns nur, was uns ohnehin Gewißheit ist — denn nie noch hat sich Liebe dem echten Helden versagt: sie gehört zum Wesen seines Schöpfertums.

Vom Helden Faust gleitet der Blick noch einmal zurück zum Helden Wilhelm Meister. Der greise Faust ist von dem stolpernden und tastenden Knaben Wilhelm welkenweit entfernt. Die Wallfahrt dieses Knaben zu einer auf die Kunst beschränkten Meisterschaft klingt im Faust kaum an: sein großes Werk gilt Problemen, die das ganze Leben umfassen, nicht nur der Erziehung zur Kunst und durch die Kunst. Aber dennoch hat der Faust eines der geistigen Etappe des Urmeisters zu verdanken: die Gestaltung des werdenden Helden. Vor der „Sendung“ hatte Goethe nur das geborene Genie in seiner sicheren Vollkraft gezeichnet, nicht die unsichere Vorstufe des werdenden Meisters. Faust aber wächst strebend, mehr im zweiten Teile noch als im ersten, zu dem heran, was seines Daseins Blüte und Frucht wird, und in diesem sich selbst bildenden Streben ist er Wilhelm

Meisters Bruder — nur daß Faust sein hohes Ziel erreicht, dem Wilhelm lediglich zustrebt.

Mit einer Verherrlichung des Helden, der alle diese Heldentypen in einem herrlich emporstrebenden Leben geschaffen hat und mit einer Neigung vor dem genius loci findet Roethe einen prächtigen Schlußakkord. In dem Bilde des zwar nicht anlangenden, aber doch wacker und unbeirrt vorwärts schreitenden Urmeisters erkennen wir den Knaben und Jüngling aus „Dichtung und Wahrheit“, der gleichermaßen treuherzig und hoffnungsreich dahingeht und durch Erfahrungen und Enttäuschungen schönen Idealen der Kunst entgegenwächst, umschlungen von einem gleichartigen Reigen anmutigster Frauen und tüchtiger Berater. Der werdende Künstler ist aus dem Roman in die Biographie übergetreten. Er kehrt auf höherer Stufe in das Leben zurück, aus dem er gekommen war. Goethes eigenes Leben gibt uns die Antwort auf die Frage, die das Bruchstück des Urmeisters unbeantwortet läßt. Auch Wilhelm hat seine künstlerische Sendung im höchsten Sinn erfüllt, als Goethes Weimar der geistige Mittelpunkt geworden war, an dem sich ganz Deutschland in allen Stunden des Zweifels neue Gesundheit, neues Vertrauen und neue Kraft bei seinem größten geistigen Helden holen durfte.

Der langanhaltende, wiederholt aufrauschende Beifall, der dieser Rede folgte, war ein lebendiger Beweis, daß die Versammlung von der Kraft und Fülle der Gedanken Roethes gewissermaßen aufgerüttelt und begeistert war. Oder war, was hier wirkte, nur die packende, ja hämmernde Gewalt des Vortrags? Fühlte man nur die herkulische Kraft, die diese Gedankenblöcke keuchend und arbeitend in die Weite des Festsaales schleuderte? Überflüssig zu entscheiden. Der Sturm weckte ein hallendes Echo, nicht minder vielflingend und nachhaltig, als jene leiseren Laute es geweckt hatten, die tags zuvor im Theater die Goethetagung so glücklich eingeläutet hatten.

Festlich und gesellig wie der Eingang war der Ausgang dieser Tagung. Man hatte die Mitglieder diesmal in die entlegene Wartburg hinaufgeladen, die der Großherzog Wilhelm Ernst für die Goethe-Gesellschaft freiwillig zur Verfügung gestellt hatte. Aus dem weitab von Weimar führenden Ausflug wurde ein heiteres Fest, das reinster Naturgenuß und die Weihe des Ortes hoch über die Alltäglichkeit eines Vereins-„Bummels“ hinaus hob. Mit heller Wiedersehensfreude wird die ehrwürdige, erinnerungsgeheiligte Stätte begrüßt. Voll still betrachtender Lust durchwandern alle, die gekommen sind, die kostbaren Innenräume, die so viel zu erzählen wissen vom Kunstkönnen, vom Glanz und von der Herrlichkeit lang verklungener Heldenzeiten, wobei die sogenannten Reformationszimmer und Speisezimmer, die sonst als Privatzimmer des Großherzoglichen Paares den Besuchern gesperrt sind, besonders eingehend besichtigt werden. Von innen durch die prächtigen Burghöfe und Burggärtchen schreitend, kann sich der eben vom Hauch des Mittelalters umwehte Wanderer nun nicht genug tun in Betrachtung der Gegenwartswelt, die da vor ihm liegt: eine just ins Abendrot sinkende Hügelandschaft mit Tannenspitzen übersät, mit Waldlaub durchschattet, mit Wiesen gründen ausgefüllt, mit einem pugigen, dachroten Städtchen aufs lieblichste geschmückt.